

## Die Sinti und Roma in Braunschweig-Veltenhof

Ein Interview mit Elvira R.

### "Der liebe Gott wollte mich nicht verbrennen lassen"

R: Elvira R., K: Frau Krokowski, H: Ehemann von Frau R., W: Frau Weiss

Frau Elvira R.s Familie wohnt in Berlin, hier wird sie 1929 als jüngstes Kind geboren. Nach einigen Jahren zieht die Familie nach Aachen, wo sie eine Wohnung hat. Nach nur anderthalb Jahren muß Elvira R. die Schule dort wieder verlassen.

Und dann haben wir da noch eine Zeit gewohnt, dann kam die Zeit, wo die ersten Lebensmittelkarten kamen. Da wurden mein Bruder und meine Schwägerin in Kassel verhaftet, und meine Schwester war im Pflichtjahr beim Bauern, als Haushälterin. Da ist meine Schwester nach Kassel gefahren und hat die fünf Kinder [des Bruders] geholt, der Kleinste war neun Monate alt. Dann hat meine Mutter ein Schreiben gekriegt, da stand drin, "In 24 Stunden die Stadt verlassen". ... Dann sind wir in Braunschweig angekommen..., mit den fünf Kindern von meinem Bruder. Ich war damals ungefähr acht. ... Da hatten wir nichts, keinen Wohnwagen, nichts, nur mit dem Kinderwagen und sechs Kindern kamen wir da an. Da haben uns die Verwandten geholfen. Hinterher kam meine Schwester, die mußte von ihrer Stelle weg, sie durfte nicht mehr arbeiten, weil sie eine Sintizza war. ... Meine Schwester ist dann arbeiten gegangen beim Kohlehändler, mein Vater hat in einer Eisenfabrik gearbeitet. ... Ich bin zur Schule gegangen, [aber ein] paar Tage später mußten wir alle die Schule verlassen. Nicht bloß ich, die ganzen Braunschweiger [Sinti]. Dann sind wir bei den Bauern arbeiten gegangen. Das war ja früher schon so, die ganzen Braunschweiger Sinti haben gearbeitet bei den Bauern, Mohrrüben gehackt, Mohrrüben verziehen, Kartoffeln roden hinter der Maschine, oder Erbsen, Bohnen oder Gurken gepflückt. Manche haben im Hafen gearbeitet. In die Schule durften wir ja nicht, da sind wir arbeiten gegangen ... Dann war ich ungefähr zwölf, da ... hat meine Mutter einen Brief gekriegt, da mußte ich eine Zwangsarbeit machen, in einer Wäscherei.

Das Mädchen muß jeden Tag den Weg zur Wäscherei zu Fuß gehen, eine Strecke von insgesamt fast 20 Kilometer, denn wie in vielen anderen deutschen Städten wird den Sinti in Braunschweig verboten, Busse und Straßenbahnen zu benutzen. Anfang März 1943 wird das Sammellager in Braunschweig-Veltenhof von der Polizei umstellt. Den Sinti werden die Wertsachen abgenommen, und sie werden zum Bahnhof gebracht.

Und einen Tag, das war am Sonnabend ... haben sie [die Polizisten] gesagt, "Keiner geht zur Arbeit!". ... Da haben sie uns eingekreist. ... Sie gingen Wagen für Wagen [und fragten], ob wir Gold haben, Geld haben. Der Kriminal[-beamte] Wenzel, der stand vor unserem Wagen, er hat mit meiner Mutter gesprochen. Meine Mutter hat eine rote Sparbüchse gehabt, die war aber gemacht wie ein Buch, und da hat sie ihm das Geld gegeben. Und er hat es genommen und einfach in seine Tasche reingetan und hat es nicht notiert. Da hab ich zu meiner Mutter gesagt, in unserer Sprache aber, "Mama, der Mann tut einfach das Geld in seine Tasche rein". Da hat sie gesagt, ich soll ruhig bleiben. Weil die Alten, die haben das schon geahnt, die haben das im Gefühl gehabt. Als wir in die Züge reingegangen sind, da haben die Älteren auch gesagt, "Wir Alten, wir kommen nicht mehr hier nach Hause." ... Die [Kriminalpolizisten] haben ja zu uns gesagt, wir kommen irgendwohin, nach Polen, da kriegt jeder sein kleines Häuschen, ein Stück Land und Viehzeug, und das müßten wir dann alleine bearbeiten. Die Braunschweiger Sinti, unter ihnen Elvira R., ihre Eltern und Geschwister, werden zusammen mit den Sinti aus Minden und Hannover, die sich schon im Zug befinden, nach Auschwitz-Birkenau deportiert, wo sie am 3. März ankommen.

Dann kamen wir in Auschwitz an. Beim Aussteigen gab es schon Schläge. ... Da war kein Sand, da war Lehm, da sind die Schuhe steckengeblieben. ... Der einen ist das Kind hingefallen, der andere hat seine Tasche verloren. Da haben wir schon gewußt, was los ist. ... Die Kinder haben

ihr Essen um elf Uhr gekriegt, Kinderessen. ... Da können [Sie] sich ja vorstellen, die Kinder haben um elf das bißchen Pladder da gekriegt und um zwölf die Erwachsenen. Dann haben doch die Erwachsenen das bißchen Brühe nicht gegessen, das haben sie dann auch den Kindern gegeben. Die Kinder sind gestorben nach und nach, meine Mutter ist gestorben, meinen Vater haben sie so geschlagen, daß er nach den Schlägen gestorben ist. ... Und ich und meine Schwester, wir haben gearbeitet in Block 1, da waren vielleicht 40, können auch 50 Mädels gewesen sein. ... Wir haben in der Schälküche gearbeitet, und andere Mädels haben in der Kochküche gearbeitet. Dann haben wir von morgens früh bis um acht Kartoffeln geschält, und anschließend haben wir einen Teller, das war so ein roter Blechkumpen, Milchsuppe gekriegt. Als meine Mutter noch gelebt hat, hat meine Schwester abends ... - wenn sie sie gesehen hätten, dann hätte der Wachposten sie totgeschossen - das bißchen Milchsuppe zu meiner Mutter  
hingebracht, daß sie die essen soll. [Frau R. weint.]

Für Elvira R. war es ein Glück, zusammen mit ihrer älteren Schwester für den Küchenblock ausgewählt zu werden, denn dieser Arbeitsplatz im Konzentrationslager bot manchmal die Möglichkeit, sich lebenswichtige Essensreste oder essbare Abfälle zu organisieren. Gerade deswegen aber sind die jungen Frauen im Küchenkommando zum Teil auch besonders streng bewacht worden. Es war den ausgehungerten Häftlingen strikt verboten, die übriggebliebenen Küchenabfälle zu nehmen, um ihre mageren Rationen aufzubessern.

Wenn wir in der Schälküche dick geschält haben, dann war das "Sabotage". Das Verfaulte durften wir nicht wegmachen, wir haben es aber weggemacht. Wenn sie das gesehen haben, dann haben sie gezankt, dann haben wir unsere Schläge [gekriegt], dann hieß das, wir haben "Sabotage" gemacht. ... Wenn sie die Leute erwischt haben hinter der Küche, wo die Kartoffelschalen hingekommen sind, wenn einer gekommen ist und hat sich ein paar Kartoffelschalen [genommen], der wurde plattgehauen. Stellen sich vor, Sie schälen Kartoffeln, und Kinder kommen und jammern, wollen Kartoffeln. Wie Ihnen zumute ist, und Sie dürfen das nicht, Sie können das nicht machen!

Der Ehemann von Frau R., der ebenfalls als Kind in Auschwitz-Birkenau war, zählt auf, was die Häftlinge als "Tagesration" an Essen bekamen:

H: Erwachsene haben einmal Kaffee morgens gekriegt, mittags gab es die Wasser-suppe mit Steckrüben drin, und abends gab es ein vierter Brot und soviel [eine kleine Menge] Margarine. Schluß. Das war aber alles, das war die Tagesration.

Bei dieser minimalen Verpflegung mußten die Menschen schwere körperliche Arbeiten leisten. Die Versorgung mit Trinkwasser war ebenfalls katastrophal. Die R.s wissen davon zu berichten:

H: Das Wasser konnte man ja nicht genießen, wenn man es nicht abgekocht hat. Das stank wie Fett, wie Öl, [es] war unglaublich.

K: Man hatte ja keine Möglichkeiten, das Wasser abzukochen.

H: Nein, das war es ja, die Menschen haben es ja getrunken dann.

R: Viele haben das Wasser sogar von der Erde getrunken, das war wie Rost!

Daß bei den kärglichen Nahrungsmitteln und dem Schmutzwasser Seuchen ausbrechen, ist eine Zwangsläufigkeit. So sterben auch die kleinen Kinder von Frau R.s Bruder sehr rasch an Hunger und Krankheiten. Die Mutter stirbt ebenfalls; der Vater und eine Cousine werden von SS-Bewachern umgebracht.

Mein Vater hat soviel Schläge gekriegt. *Ich verfluche die Leute, die meinen Vater totgeschlagen haben und meine kleine Cousine, die in Umständen war. ... Die hat einen Fußtritt von jemandem gekriegt, hat das Kind verloren, ist gestorben.*

Die jungen Frauen, die beim Küchenkommando arbeiten, sind nicht gemeinsam mit ihren Familien untergebracht, sondern im Küchenblock selbst. Gerade weil dort ausschließlich Mädchen und junge Frauen arbeiten, sind sie eine Zielscheibe für die Willkür und Schikanen der SS-Männer.

Abends kam einer ... in die Schälküche, das war ein Hauptscharführer, ein Älterer, der kam nur abends, in der Nacht kam er. ...

Er hat gerufen, "Raus aus den Betten, hinstellen!", zu fünft oder viert, ich weiß es nicht mehr, rein in die Betten, raus aus den Betten, dann raus aus dem Block, hinstellen. ... Dann hat er gesagt, so schnell wie er schießt, so schnell müssen wir uns hinschmeißen, und das haben wir auch getan. Dann landen wir da auf der Erde, die Mädels von der Küche und von der Schälküche und der Stubendienst. Wie wir da gelegen haben, da hat er gesagt, "Wie wäre es denn?", dann hat er seine schweren Stiefel auf unseren Rücken [gestellt], hat er so [Schaukelbewegungen] gemacht, so hin und her mit seinem Fuß. Wie wäre es denn, wenn er jetzt zutreten würde? ... Jede Woche hat er das gemacht. Dann war einer, ich weiß nicht, warum der Mann das getan hat.

Wir mußten antreten, und da waren so spitze Steine bei der Schälküche, da mußten wir dann hüpfen. ... [Das] werde ich nie vergessen, der Mann hat bestimmt [Schuh-] Größe 46 gehabt, braune Schuhe hat er angehabt, werde ich nie vergessen, da mußten wir stundenlang vor ihm hüpfen. Der war wie so ein Schlachtermeister, der Nicksinto, groß, stabil, rote Backen, original wie ein Pferdeschlachter. Warum er das getan hat, weiß ich gar nicht.

Mit einem Transport, der Mitte April 1944 Auschwitz verläßt, kommt Frau R. nach Ravensbrück. Dort muß sie in einem Straßenbaukommando eine große Steinwalze ziehen, außerdem wird sie bei anderen schweren Erdarbeiten eingesetzt. Später wird sie zu einem Außenkommando in einer Munitionsfabrik eingeteilt, wo sie Patronenhülsen waschen muß. Als sie sich bei der Arbeit verletzt, wird sie, wahrscheinlich im Oktober 1944, zusammen mit anderen kranken und verletzten Frauen aus dem Lager wieder zurück nach Auschwitz-Birkenau transportiert. Zu diesem Zeitpunkt ist das Zigeunerlager bereits "aufgelöst"; alle Sinti und Roma, die nicht als "arbeitsfähig" auf Transporte gekommen sind, sind ermordet worden.

Wo ich die Hülsen gewaschen hab, da hab ich den Arm verbrannt, dann kam ich wieder nach Auschwitz. Es war dunkel, und wir haben gewußt, daß da hinten der [Krematoriums-]Ofen ist. Da waren wir nicht viele Mädels, vielleicht 24, und keine wollte da hinten hin, wir haben geschrien und [sind] auseinandergelassen. Aber uns hat ein Wunder gegeben, daß sie nicht auf uns geschossen haben. Da waren ein paar ältere Soldaten,... die haben gesagt, wir brauchen keine Angst zu haben. Da haben die Mädels gesagt, "Wir wissen doch Bescheid, wir waren doch schon mal hier, wir wissen doch, dahinten [in den Krematorien], was da los ist!" Dann haben sie uns in einen Block reingejagt.

Von den anderen Häftlingen in Auschwitz hört Frau R. über die "Auflösung" des Zigeunerlagers einige Monate zuvor. Sie kann davon im Interview nur stockend und unter Schluchzen erzählen.

Sehen Sie, was da losgegangen ist, was die mitgemacht haben, die letzten, das kann sich kein Mensch vorstellen. Ich war zweimal in Auschwitz, die anderen waren alle nur einmal. Der liebe Gott wollte mich nicht verbrennen lassen, er wollte das nicht! Meine Schwiegereltern, die haben sie verbrannt, vergast. Ich glaube, das waren fünf Kinder und sie und er, Mann und Frau. Es war unmenschenmöglich. ... Und die Männer, die das alles mitangesehen haben, die haben das gesagt. Daß sie noch nie [soetwas] gesehen haben, wie die Leute sich gewehrt haben. ... Schauen Sie, wie ich in Auschwitz war, und wie die anderen noch alle drin waren, haben wir ja jede Nacht damit [gerechnet], jede Nacht. Kommen sie jetzt? Wenn ein Geräusch [zu hören war], wenn ein Auto gefahren ist - abends haben sie die Toten weggebracht auf Lastwagen -, dann haben wir durch die Ritzen oben gesehen.... Das hat oben [auf dem Lastwagen] nur gewackelt, nur gewackelt. Ich vergesse so vieles, aber so etwas, das kann ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Das hat geschwabbelt oben, da hat ein Kopf runtergehangen, da ein Bein. Dann hieß es, wir werden alle vergast, dann haben wir gewartet, haben jeden Augenblick gedacht, jetzt kommen sie rein. Dann haben wir gehört, wie die armen Juden geschrien haben, "Meuchel, meuchel". Die haben sie dahinten führenweise [in die Gaskammern gebracht]. Jede Nacht haben wir gesehen, daß die Flamme so hoch rausgekommen ist, jede Nacht. Und dann hat man das Geschrei gehört, die armen Juden,... die Eltern, die Kinder. Was der Jude mitgemacht hat und der Zigeuner, das kann sich kein Mensch, vorstellen, kein Mensch kann sich das vorstellen.

Elvira R. wird wieder zurücktransportiert nach Ravensbrück und kommt von dort aus wiederum eine Munitionsfabrik, in der Panzerfäuste hergestellt werden. In einem Außenlager bei Leipzig muß sie Drähte in Flugzeugen verlegen. Hier erlebt, sie auch die Befreiung.

Zusammen mit einer älteren Sintizza und zwei Französisinnen verläßt Frau R. das Außenlager. Nachdem sich die Gruppe getrennt hat, bleibt sie in der Leipziger Gegend. Allein, hilf- und orientierungslos nach der Befreiung, ohne Verwandte und Freunde, weiß sie sich nicht besser zu helfen, als sich gleich wieder eine Arbeitsstelle zu suchen.

R: Stellen Sie sich mal vor, wie dumm ich war. Als ich aus dem Lager rausgekommen bin, da hab ich ja immer noch feste gearbeitet. Ja, wo sollst du hin? Und von den Bauern war ich das Arbeiten gewohnt. Da hab ich nach Arbeit gefragt. Da waren andere schon in der Freiheit. Und ich hab immer noch Angst gehabt. Da hab ich beim Milchmann gearbeitet. Hab ich Milch ausgeteilt für die Flüchtlinge, die in dem Dorf gewohnt haben. Und nach dem Mittagessen, da bin ich nochmal auf's Feld gegangen, Rüben hacken, Mohrrüben verziehen, Kartoffeln. ... Vor Angst. W: Hat in dir dringesteckt.

R: Die Angst. Und der deutsche Mann bei der deutschen Familie da, bei dem Milchmann, die haben ein kleines Geschäft gehabt, die haben mich gernehabt. Da war eine Frau aus Hamburg mit ihren zwei Kindern. Als Vertriebene damals, Flüchtlinge. Und die hat gesagt, ich soll mit ihr kommen, sie fährt nach Hamburg. Und ich hab ihr erzählt, ... meine Verwandten sind noch in Braunschweig. Ich hab mir das ja nicht vorgestellt, daß alle tot sind und alle weg sind! Ich hab gedacht, von den anderen sind vielleicht noch ein paar da. Da hab ich gesagt, "Nein, ich steige in Braunschweig aus." Dann bin ich da hingegangen, nach Veltenhof. ... Da hab ich nicht einen Wohnwagen gesehen! Und wo unser Wohnwagen gestanden hat, da ist eine Bombe reingefallen. Stellen Sie sich mal vor, ich komme da an und sehe keinen Menschen! Kein Mensch war da. Dann bin ich zurückgelaufen bis in die Stadt rein, wo der Dom ist. Da hab ich gewußt, ... daß da auch eine Sinti-Familie wohnt. Ich wußte ja nicht, ob die noch lebt oder auch ins Lager gekommen [ist]. Auf jeden Fall hab ich danach gefragt. Und da war die nicht da, die war verreist. Dann war da eine deutsche Frau, zu der bin ich hingegangen, die hat mich dann aufgenommen. Nach einer Zeit hat sie zu mir gesagt, sie könnte mich nicht behalten, weil ich nicht angemeldet bin. Statt daß ich auf 's Meldeamt gehe! Ich war so dumm, kann das gar nicht begreifen, daß ich so dumm war.

Nachdem sie die Frau in Braunschweig verlassen hat, schließt sich Elvira R. anderen Sinti an und gelangt so nach Hamburg. Sie heiratet und lebt dort viele Jahre. Heute wohnt sie in Hildesheim.

Erst viele Jahre nach Kriegsende findet Frau R. eine ihrer älteren Schwestern wieder, die sie jahrelang gesucht hat, aber immer kurz vor einem Zusammentreffen verfehlte. Die beiden Frauen sind die einzigen Überlebenden ihrer Familie.

*Textquelle: Hein, C.M.; Krokowski, H.: "Es war unmenschenmöglich". Sinti aus Niedersachsen erzählen - Verfolgung und Vernichtung im Nationalsozialismus und Diskriminierung bis heute. Hrsg. vom Niedersächsischen Verband Deutscher Sinti e.V., Hannover 1995*